



[Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt am Main](#)

Link zum [Virtuellen Leseraum](#)

Link zur [Homepage von P. Medard Kehl SJ](#)

MEDARD KEHL SJ

Ekklesiologische Überlegungen zur pastoralen Neuordnung in den deutschsprachigen Diözesen

Vortrag beim Symposion: Die Kirche Jesu Christi

am 4. Juli 2009 in der philosophisch-theologischen Hochschule Vallendar.

Ein Anlass des diesjährigen Symposions über die Kirche Jesu Christi ist sicher auch die Feier des 20-jährigen Bischofsjubiläums von Kardinal Walter Kasper. Dies ist für mich wiederum ein Anlass, einen kurzen persönlichen Rückblick auf das Jahr 1989 zu halten. Zwei Gespräche mit Walter Kasper kurz nach seiner damals mit großer Erleichterung aufgenommenen Bischofsernennung sind mir noch gut in Erinnerung:

1. Als ich meinen ehemaligen Doktorvater fragte, wie es ihm denn zumute sei, die doch relativ beschauliche Studierstube eines Theologieprofessors zu tauschen mit dem Amtszimmer eines für tausend Dinge zuständigen Bischofs (was für mich allein schon als Vorstellung ein wahrer Alptraum wäre), sagte Walter Kasper spontan: „Ich freue mich darauf! 25 Jahre Theologieprofessor reichen. Jetzt habe ich Lust, meine theologischen Gedanken, soweit es geht, in die Praxis einer Ortskirche umzusetzen, um zu sehen, wie weit sie sich da bewähren.“ Diese Einstellung hat mich sehr beeindruckt; zeigt sie doch, dass Walter Kasper auch als Theologieprofessor immer schon ein Mann der Kirche (oder – etwas poetischer – in der Sprache des Origenes eine „anima ecclesiastica“) gewesen und bis heute geblieben ist. Das war sicher auch einer der Gründe, warum ich mich im Doktoratsstudium bei ihm theologisch und menschlich gut aufgehoben gefühlt habe – zumal im damaligen Tübingen ...

2. Ein kleiner Wermutstropfen mischte sich damals doch in seine Freude über den Positionswechsel innerhalb der Kirche: Walter Kasper konnte seinen Plan einer theologischen Trilogie nicht mehr zu Ende führen. Denn nach den beiden dogmatischen Bestsellern: „Jesus, der Christus“ und „Der Gott Jesu Christi“ war Walter Kasper schon dabei, ein drittes dogmatisches Handbuch zu konzipieren. Es sollte den Titel unseres Symposions tragen: „Die Kirche Jesu Christi“. Dazu ist es leider nicht mehr gekommen. Statt dessen sprach er damals mir gegenüber ein großes Wort gelassen aus: „Dann musst du es halt schreiben!“ Gesagt – getan! Mit diesem ermutigenden Zutrauen eines weltweit angesehenen Theologen im Rücken machte ich mich gleich ans Werk, und drei Jahre später kam dann das Lehrbuch zur Ekklesiologie heraus, bedauerlicherweise nicht von Walter Kasper; aber immerhin lag es nicht sehr weit von seinen theologischen Ansätzen entfernt.

Einige Zeit später bekam ich von ihm eine Karte aus seinem Urlaub im Engadin. Darin schrieb er: „Sehr solid und informativ und zugleich recht engagiert. Gerne stimme ich deinen Optionen zu, auch wenn sie nicht dem Trend gegenwärtiger Kirchenkritik entsprechen. Dein Buch hat mir geholfen, im Bischofsamt nicht betriebsblind zu werden ...“

Inzwischen sind 20 Jahre vergangen. Die Emeritierung als Präsident des Päpstlichen Einheitsrates zeichnet sich leider allmählich am Horizont ab – im Interesse der Ökumene hoffentlich nicht zu bald. Und vielleicht meldet sich dann der alte, bislang unerfüllt gebliebene Plan wieder! Warum auch nicht? Wenn Gott ihm noch einige Jahre diese unglaubliche Schaffenskraft erhält, könnte Walter Kasper doch noch – nach so vielen einschlägigen Vorarbeiten und Veröffentlichungen – seine eigene Ekklesiologie schreiben. Das wäre zweifellos die Krönung eines großen theologischen Lebenswerkes und zudem ein Segen für die katholische Ekklesiologie, die durchaus alle 20 bis 25 Jahre ein neues Grundlagenwerk gut gebrauchen kann. Soweit ein paar persönliche Reminiszenzen. Nun aber zum Thema!

Seit etwa fünf Jahren bin ich mit der Problematik der Umstrukturierung unserer Pfarreien und Gemeinden zu größeren Seelsorgeeinheiten befasst; zum einen durch Vorträge in verschiedenen deutschsprachigen Diözesen (v. a. bei Priestertagen und Studientagen für Hauptamtliche); zum anderen auch durch theologische Begleitung eines solchen Projekts im Bistum Hildesheim; und nicht zuletzt auch durch das unmittelbare Miterleben dieser Vorgänge in einer Pfarreiengemeinschaft bei Aschaffenburg, wo ich seit 32 Jahren als Seelsorger mithilfe und die Veränderungen in unserer Gemeindeflandschaft hautnah mitbekomme. Meine Rolle als Theologe innerhalb dieser tiefgreifenden Umstrukturierungen sehe ich weniger darin, aus der praktischen Not eine theologische Tugend zu machen und so die oft sehr schmerzlichen Veränderungen theologisch schönzureden. Ich versuche vielmehr die Augen der Beteiligten zu öffnen für die möglichen Chancen und theologischen Dimensionen der wohl unvermeidlichen, aus der Not (keineswegs nur des Priestermangels!) geborenen organisatorischen Neuordnungen. Das heißt konkret: Welches Kirchenverständnis, welche Charakteristika von Kirche könnten dadurch auf längere Sicht vielleicht deutlicher als bislang zur Geltung kommen? Welche Chancen liegen in all dem für die Erneuerung des Glaubens, gerade auch für die Pastoral einer neuen Evangelisierung? Dazu möchte ich auch im Rahmen dieses ekklesiologischen Symposions einige Anregungen vortragen.

Mein Impuls umfasst drei Teile:

1. Ein kurzer Rückblick auf den nachkonziliaren Anfang unserer heutigen Gemeinde- und Pfarreienrealität: Welche Vision von Kirche stand dahinter?
2. Ein kurzes Stück ekklesiologischer Zeitdiagnose: Was hat sich in den letzten 20 Jahren so verändert, dass diese Vision kaum mehr zu realisieren ist und die geplanten Umstrukturierungen sich auch in gewissem Grad als sinnvoll nahelegen?
3. Was könnte dies alles für ein verändertes, aber doch gerecht werdendes Kirchenverständnis austragen, das aber doch den ekklesiologischen Neuansätzen des 2. Vatikanischen Konzils gerecht wird?

I. Die ekklesiologische Vision am Ursprung unserer heutigen Gemeinde- und Pfarreienrealität

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts gibt es bereits Ansätze für eine Theologie der Pfarrei bzw. Gemeinde. Wie in vielem ragt auch hier Karl Rahner heraus mit seiner „Pfarrei-Ekklesiologie“

und ihren leitenden Stichworten „Orthaftigkeit und Ereignishaftigkeit von Kirche“. Das 2. Vatikanische Konzil hat im Grunde die Gedanken Rahners zu diesem Thema aufgegriffen, v. a. in LG 26 und 28 und in der Liturgiekonstitution SC 42. Angestoßen vom Kirchenbild des Konzils im Allgemeinen und von diesen Texten im Besonderen setzte unmittelbar nach dem Konzil, also vor gut 40 Jahren, eine sehr florierende Gemeindeftheologie ein. Ihr Leitmotiv lautete: „Von der Pfarrei zur Gemeinde“. Der bekannte Wiener Pastoraltheologe Ferdinand Klostermann hat seinerzeit das inzwischen klassisch gewordene Postulat formuliert: „Unsere Pfarreien müssen zu Gemeinden werden“, also zu Orten von erfahrbarem, gemeinschaftlich gelebtem, überschaubarem Kirche-Sein, das von möglichst vielen Gläubigen auch aktiv mitgetragen wird. Dieses Postulat und die sich von daher entwickelnde Gemeindeftheologie richtete sich gegen einen rein juristischen, verwaltungstechnischen Begriff von Kirche als Pfarrei; darüber hinaus aber sollte auch der traditionelle Ansatz, der Kirche rein „von oben“ (der Hierarchie) oder vom Ganzen (der Universalkirche) her versteht, relativiert werden, indem Kirche jetzt auch „von unten“ her, also von der Basis konkret gelebter kirchlicher Realität vor Ort her verstanden wird. Die Pfarrei wird darum theologisch und pastoral mit Gemeinde/Gemeinschaft identifiziert und darum gerne als „*Pfarrgemeinde*“ bezeichnet; d. h. als eine erfahrbare Gemeinschaft im Glauben mit vielen Formen von Kommunikation und Mitverantwortung. Es war der Versuch, so etwas wie eine „*Große Christliche Gemeinschaft*“ vor Ort zu bauen – im Unterschied zu den sog. „*Kleinen Christlichen Gemeinschaften*“ (KCG), die seit einigen Jahrzehnten in den Kirchen Afrikas, Asiens und Lateinamerikas im Entstehen begriffen sind. Das war die ekklesiologische Vision vor 40 Jahren!

II. Die heute zutage tretenden Grenzen dieser Vision von „Pfarrgemeinde“: Ein Stück ekklesiologischer Zeitdiagnose zu den Veränderungen der letzten 20 Jahre.

Der Versuch, Pfarrei als Gemeinde im oben genannten Sinn zu verstehen, hat die Epoche der letzten vier Jahrzehnte seit dem Konzil nicht nur hier im deutschsprachigen Raum entscheidend und auch pastoral recht erfolgreich geprägt. Ich rufe nur ein paar Stichworte ins Gedächtnis: die Aktivierung vieler Christen zur Mitarbeit in der Gemeinde, die Entdeckung der vielen Charismen in ihrer Bedeutung für die Kirche, der kommunikative Leitungsstil vieler Priester und anderer Hauptamtlicher, der Aufbau synodaler Strukturen auf verschiedenen Ebenen, der Konsens hinsichtlich der drei von allen als Subjekte kirchlichen Handelns mitzutragenden Grundvollzüge von Kirche als „Gemeinschaft der Glaubenden“, nämlich Martyria, Liturgia und Diakonia usw. Aber inzwischen ist dieses Gemeindefkonzept aufgrund der jüngsten kulturellen und kirchlichen Entwicklungen hierzulande leider deutlich an seine Grenzen gestoßen. Warum? Ich nenne nur die drei in meinen Augen wichtigsten Gründe:

1. Mehrere Gemeinden für einen Priester

Die nachkonziliare Gemeindeftheologie lebte faktisch von der Zuordnung *einer* Gemeinde zu *einem* priesterlichen Gemeindefleiter als ihrer geistlichen, seelsorglichen und amtlichen Integrationsfigur (der Priester als „Presbyter“, als Hirte, als Seelsorger). Infolge der stark zurückgegangenen Zahl der Priesterweihen ist diese Zuordnung in Mittel- und Westeuropa (und in vielen anderen Teilen der Weltkirche) jedoch immer seltener zu realisieren. Wenn *mehrere* Gemeinden einem Priester zugeordnet werden, kann er nicht mehr in derselben Weise Hirte

oder Presbyter oder Seelsorger sein wie für *eine* Gemeinde. Die Übertragung dieser Aufgabe jeweils an hauptamtliche Laien vor Ort („Pfarrbeauftragte“, Bezugspersonen, „Gemeindeleiter“ in der Schweiz – alles beruhend auf can. 517 §2) ist und bleibt eine Notlösung. Denn sie führt zu dem, was man als „anonyme Presbyter“ bezeichnen kann, also zu „ungeweihten Quasi-Priestern“, was jedoch im Widerspruch zur sakramentalen Grundstruktur der Kirche und ihres Amtes steht.

So zeigen sich z. B. bei uns im Bistum Limburg seit einigen Jahren sehr deutlich die Ambivalenzen dieses Berufes der sog. „Pfarrbeauftragten“, die in der Regel an ihrem Platz gute Arbeit leisten. Ihr Einsatz wird jedoch von den Gemeinden häufig als eine Art „Bestandsgarantie“ (so Prof. Thomas Schüller) aufgefasst; ihr Amt weckt bei vielen den Eindruck: „Im Wesentlichen bleibt doch alles beim Alten, ob nun ein Priester die Eucharistie feiert oder eine Pastoralreferentin eine Wort-Gottes-Feier. Hauptsache, es geht bei uns mit der Pastoral vor Ort und in unserer Gemeinde weiter, auch wenn sich immer weniger aktiv daran beteiligen.“ Eine solche Mentalität fördert nicht unbedingt die heute erforderliche Veränderungs- und Kooperationsbereitschaft über die Grenzen der eigenen Gemeinde hinaus.

Aber was tritt an die Stelle der Hauptamtlichen vor Ort?

Ich sehe nur die Alternative: Entweder kommt es zu einem Prozess allmählichen Ausdünnens gemeindlichen Lebens vor Ort *oder* es kommt zu stärkeren Eigeninitiativen in den einzelnen Gemeinden vor Ort (vergleichbar den KCG in den Kirchen der sog. Dritten Welt). Dazu mehr weiter unten.

2. „Kirche ja – Gemeinde eher nein“

Damit komme ich zu dem zweiten und entscheidenden Grund meiner Behauptung, das nachkonziliare Modell der Pfarrei als „Pfarrfamilie“ bzw. als „große christliche Gemeinschaft“ sei inzwischen an seine Grenzen gestoßen.

Zunächst eine Vorbemerkung: Wie mir ein evangelischer Superintendent versicherte, steht auch die evangelische Kirche in Deutschland vor ähnlichen Problemen, auch wenn bei ihr die Umstrukturierungsprozesse durch das noch reichhaltiger vorhandene pastorale Personal etwas langsamer vorangebracht werden können. Die uns hier beschäftigende Frage ist also keineswegs ein rein innerkatholisches Problem, das etwa durch eine Änderung der Zulassungsbedingungen zum Priesteramt dauerhaft und grundlegend gelöst werden könnte.

Denn das oben dargestellte Gemeindekonzept lässt sich nur dann überzeugend realisieren, wenn die Zahl der Mitglieder gut überschaubar ist und damit die Möglichkeit der persönlichen Kontakte untereinander und zu den Hauptamtlichen gegeben ist; so kann eine „freundschaftlich geprägte Nahgemeinschaft“¹ entstehen. Dafür sind aber die meisten Pfarrgemeinden mit 2.000 bis 5.000 Mitgliedern schlicht zu groß. Das waren sie in der Regel zwar auch schon vor 30 bis 40 Jahren. Solange aber noch relativ viele Gläubige aus den verschiedenen Generationen regelmäßig und aktiv in der Gemeinde und in ihren unterschiedlichen Betätigungsfeldern mitwirkten bzw. auch heute noch mitwirken, war und ist es noch gut möglich, von einer lebendigen und miteinander kommunizierenden Gemeinde (zumindest „Kerngemeinde“) zu sprechen. Inzwischen ist aber – im Blick auf die gesamtkirchliche Situation in Deutschland – die Zahl der inaktiven Gemeindemitglieder erdrückend groß geworden. Etwa 85 % (mit

¹ B. Spielberg, Kreisquadrat und Pfarrgemeinde, in: Lebendige Seelsorge 57 (2006), 92–100, zit.: 93.

steigender Tendenz) aller getauften Katholiken (gerade bei den Gläubigen unter 60 Jahren) leben eher nach dem Motto: „Kirche (als religiöse Dienstleistungsgesellschaft) ja – Gemeinde eher nein.“ Damit wird die lange als selbstverständlich geltende Anerkennung von Pfarrei und Gemeinde als Basiswirklichkeit von Kirche und auch die damit verbundene Integration in sie großflächig verweigert (natürlich mit regionalen Unterschieden).²

Dies alles führt nach meinem Eindruck mehr und mehr zu einer „Verkernung“ der Gemeinden: Der immer kleiner werdende Kern der Aktiven, zumal jener, die sich auch längere Zeit institutionell im Pfarrgemeinderat oder in anderen Gremien engagieren, bestimmt das „Milieu“, die Atmosphäre, den Stil, so dass viele sich faktisch „außen vor“ fühlen und keinen Zugang finden, trotz aller gegenteiliger, durchaus ernstgemeinter Bemühungen und Beteuerungen dieses aktiven Kerns. So fällt unweigerlich eine organische „Regeneration“ einer Gemeinde durch neue, v. a. jüngere aktive Kreise weitgehend aus.

3. Steigende individuelle und biographiebezogene religiöse Ansprüche an unsere Gemeinden

Der dritte Grund für meine oben aufgestellte Behauptung hängt mit diesem zweiten eng zusammen: Angesichts der gesamtgesellschaftlichen Umbrüche und ihrer Auswirkung auf Religion und Glaube (Stichworte: Auflösung der katholischen Milieus und ihrer kulturellen Stützen, Religion als Privatangelegenheit und als Sache der ganz persönlichen Freiheit, sehr individuelle und biographienahe Erwartungen an die Kirche, ihre Gottesdienste und ihre pastoralen Angebote usw.) sind viele unserer Pfarrgemeinden vor Ort und die Zahl ihrer Aktiven inzwischen auch viel zu klein, zu überaltert und darum auch überfordert, um dieser Vielfalt an pastoralen und spirituellen Ansprüchen genügen zu können; um also aus sich heraus ein bestimmtes Profil z. B. in Liturgie und Pastoral, Kinder- und Jugendseelsorge, geistlicher Begleitung suchender Menschen (z. B. Jugendlicher oder erwachsener Katechumenen) entwickeln zu können, das Menschen von überall her, auch über die Pfarreigrenzen hinaus, anziehen könnte. Es besteht die Gefahr der liturgischen Monotonie, des geistlichen Austrocknens und des Wegbrechens traditioneller Aktivitäten (gerade in der Jugendarbeit).

Welche Konsequenzen ergeben sich aus diesen kurz skizzierten gesellschaftlichen und kirchlichen Veränderungen v. a. der letzten beiden Jahrzehnte?

Wenn wir uns dieser Entwicklung des kirchlichen und gemeindlichen Lebens hier in ganz Mitteleuropa ehrlich stellen und sie nicht verdrängen wollen, bleibt uns wohl nichts anderes übrig als das bisherige Modell der „Pfarrgemeinde“ als Basisgröße von Kirche zu öffnen und „Kirche vor Ort“ *dual* oder *komplementär* zu denken und zu gestalten. D. h.: Auf der *einen* Seite kommen wir nicht umhin, auch vor Ort *größere Einheiten* zu bilden, um so die Menschen, die nach Seelsorge (in welcher Form auch immer) verlangen, unabhängig vom Grad ihrer persönlichen Bindung an die Pfarrei (also z. B. die „treuen Kirchenfernen“) auch in der Fläche noch einigermaßen pastoral zu erreichen. Auf der *anderen* Seite der geforderten Komplementarität müssen wir die schwierige Kunst erlernen, bei allem großräumigem Konzipieren doch nicht den gemeindlichen *Nahbereich* aus den Augen zu verlieren. Wir dürfen nicht all das wieder aufgeben, was die nachkonziliare Umgestaltung von Pfarreien zu „Pfarrgemeinden“ an gemeinschaftlichem kirchlichem Leben gebracht hat. In diesem Punkt

² Vgl. R. Bucher, Wider den sanften Institutionalismus der Gemeinde, in : Lebendige Seelsorge 57 (2006), 64–70, v. a.: 65.

können wir auch in Deutschland nicht nur einiges von den radikalen Umstrukturierungen der französischen Diözese Poitiers lernen, sondern gerade auch von den KCG in den Kirchen der südlichen Kontinente. Wie dort könnte auch bei uns in die pastorale Leerstelle, die durch den Wegfall von flächendeckend präsenten Priestern oder pastoralen Mitarbeitern entsteht, so etwas wie eine „von unten“, von den Gläubigen vor Ort selbst getragene Kirche einrücken.

Auf diese eng miteinander verwobene, komplementäre „Basiswirklichkeit“ von Kirche hin wird wohl die zukünftige Entwicklung der Kirche vor Ort hierzulande hinauslaufen. Die Frage, die sich dem Theologen hier stellt, lautet: Welches ekklesiologische Potential kann durch diese strukturelle Entwicklung freigesetzt werden?

III. Chancen für ein verändertes, der konziliaren Ekklesiologie dennoch gerecht werdendes Kirchenverständnis

Ich möchte in diesem dritten Teil der Frage nachgehen: Welcher theologische Sinngehalt von Kirche könnte in dieser neuen, vergrößerten „Basiswirklichkeit“ von Kirche zur Geltung kommen? Und zwar sowohl in den neuen Pfarreiengemeinschaften bzw. Pfarreiensfusionen, also auch in den darin weiter existierenden „Kirchorten“, die im Ganzen ja doch eine gewisse Eigenständigkeit behalten sollten (zumindest eine Zeit lang). Auf welche spezifische Weise kann Kirche in diesen beiden Größen – im Sinn von LG 26 – vergegenwärtigt werden?

1. Der mögliche theologische Sinngehalt größerer pastoraler Einheiten: Kirche als universales Heilssakrament

Beginnen wir mit den größeren Einheiten, den Pfarreiengemeinschaften oder einer aus mehreren Pfarreien zusammengewachsenen großen Pfarrei. Nach meinem Verständnis hat eine solche größere Seelsorgeeinheit noch am ehesten die Chance, jenen theologischen Charakter von Kirche relativ ortsnah darzustellen, den das Konzil mit dem Begriff „universales Heilssakrament“ (LG 48) bezeichnet. Unter diesem sehr abstrakt klingenden Kirchenbegriff verstehe ich die Kirche als Gemeinschaft jener Glaubenden, die v. a. durch ihr Leben, ihr liturgisches Feiern und ihr Handeln *bezeugen*, dass *jeder* Mensch von Gott unbedingt bejaht und darum auch in der Kirche willkommen ist, ob er selbst zu dieser Zeugengemeinschaft gehört oder nicht bzw. in welchem Grad der Bindung er dazu gehören möchte. Mir scheint, dass *diese* Berufung der Kirche in den neuen, sich zurzeit herausbildenden Sozialformen von Kirche anschaulicher als bisher gelebt werden könnte; dass nämlich die Kirche für alle in irgendeiner Weise nach Heil suchenden Menschen da ist, gerade auch für die vielen „treuen Kirchenfernen“, die mit Gemeinde im herkömmlichen Sinn eigentlich kaum etwas zu tun haben wollen.

Auf der Ebene einer größeren Pfarreiengemeinschaft oder auch Pfarrei kann sich die Kirche eben in einem sehr weiten Spektrum präsentieren; auf der einen Seite als von vielen gesuchte „religiöse Dienstleistungsgesellschaft“, die eine größere Vielfalt an sog. „kultureller Diakonie“ anbieten kann als kleinere Gemeinden (z. B. im liturgischen, pädagogischen und diakonischen Bereich), also was eine „*Pastoral mit Breitenwirkung*“ ermöglicht. Auf dem entgegengesetzten Pol dürfte aber auch die Bildung von kleinen, intensiven Glaubenszellen („kommunikative Glaubensmilieus“ oder – nach Bischof Joachim Wanke – „Selbsthilfegruppen im Glauben“ oder – nach Christian Hennecke – „spirituelle Tankstellen“) hier viel leichter möglich sein, weil die

meisten jetzt existierenden Gemeinden inzwischen schon viel zu klein dafür sind; dies zielt auf eine verstärkte „*Pastoral der Dichte*“ hin.

Zwischen diesen äußersten Polen pastoralen Handelns liegt das große Feld der Integration diverser, von den Gläubigen selbst getragener Gruppierungen mit ihren Aktivitäten im Bereich der Alltagsdiakonie, der Liturgie und Musik, der Katechese und Erwachsenenbildung usw. Insofern könnte eine größere pastorale Einheit wohl noch deutlicher als bisher ein Zeichen der katholischen Weite im Bereich von Pastoral, Seelsorge und Spiritualität sein. Bei dieser Integration spielt zweifellos die Liturgie, v. a. die sonntägliche Eucharistie eine ganz entscheidende Rolle – sei es (auf weitere Sicht) an einem gut erreichbaren zentralen Ort oder auch an verschiedenen Orten innerhalb einer Pfarreiengemeinschaft. Die Liturgie besitzt noch immer – und in Zukunft wohl noch stärker – die am breitesten ausgreifende Integrationskraft:

„Gerade als relativ normiertes und auch formalisiertes Geschehen, bei der der individuelle Partizipationsgrad zwischen tiefster Teilhabe und diffuser »Abwesenheit in der Anwesenheit« offen bleiben kann, hat die Liturgie die Chance, der zentrale Ort der Integration von Gemeinde im Angesicht Gottes zu werden. [...] Die Liturgie ist (darüber hinaus) der zentrale gnadentheologische Vollzug der Kirche, sie ist Ort der diskreten Öffnung der Menschen zueinander angesichts der unendlichen Offenheit Gottes für uns.“³

Darum hängt in Zukunft sehr viel von einer guten, liebe- und phantasievollen, abwechslungsreichen und vielfältigen Gestaltung der Liturgie ab, die sowohl den bloßen Ritualismus wie den spontanen Subjektivismus des zelebrierenden Priesters vermeidet. Nur einige Stichworte seien genannt: musikalische Vielfalt; kurze, aber gehaltvolle und gut vorbereitete, auch vom persönlichen Glaubenszeugnis geprägte Predigten; eine sinnvolle Rollenverteilung; Vermeidung von zu viel Wortreichtum; eingeschobene Momente der Stille; Unterscheidung zwischen alltäglicher und festlicher Liturgie usw.

Nach meiner Kenntnis von bereits weiter vorangeschrittenen „Pilotprojekten“ in verschiedenen deutschen Diözesen scheinen für ein gelingendes kirchliches Leben in solchen größeren pastoralen Einheiten drei Dinge besonders wichtig zu sein:

Erstens: Ein begeisternder oder zumindest von der Sache überzeugter spiritus rector, der andere von der Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit dieser Umstellungen überzeugen oder sogar dafür begeistern kann.

Zweitens: Ein Projektteam von Leuten aus den betreffenden Pfarreien, das nicht nur aus den Pfarrgemeinderäten oder anderen Gremien der sich jetzt zusammenfindenden Gemeinden zusammengesetzt sein sollte. Für dieses Projektteam neue interessierte und kreative Gläubige zu gewinnen, dürfte eine der wichtigsten Aufgaben dieses „spiritus rector“ sein.

Drittens: Neue pastorale Initiativen ins Leben rufen, gerade im Bereich der Kinder- und Jugendseelsorge. Wenn in diesem oder in anderen Bereichen sich etwas Neues tut, was es bisher so nicht gab, lassen sich unsere Gläubigen noch am ehesten überzeugen, dass solche größeren pastoralen Räume durchaus einen guten Sinn haben können.⁴

³ R. Bucher, *Wider den sanften Institutionalismus*, a. a. O., 68.

⁴ Vgl. dazu B. Galluschke, *Missionarisch Kirche sein*, in: *Pastoralblatt 2* (2006), 38–44. Bistum Hildesheim, *Missionarische Seelsorge in größeren pastoralen Räumen. Bericht über die Pilotprojekte Hannover-Ost und Lüneburg 2001–2007*; www.kirche-mit-herz.de.

2. Der mögliche theologische Sinngehalt der bisherigen Gemeinden bzw. „Kirchorte“ innerhalb einer größeren Einheit: Kirche als „Familie Gottes“

In diesem Zusammenhang möchte ich an die große römische Afrika-Synode von 1994 erinnern, für deren Ekklesiologie – im Rückgriff auf LG 6 – der Begriff der „Familie Gottes“ ganz zentral gewesen ist. Um den theologischen Sinn dieses Begriffs nicht misszuverstehen, ist klar zu betonen: Er bedeutet keineswegs einfach dasselbe wie „Pfarrfamilie“, wo man sich um Nähe, um familiäre Beziehungen der Gemeindemitglieder zueinander und auch mit den Amtsträgern und pastoralen Mitarbeitern bemüht. Das alles ist durchaus gut und sinnvoll. Aber der theologische Begriff der „Familie Gottes“ hat sein biblisches Fundament in der Szene, in der Jesus von seinen Verwandten besucht wird und er sehr provokativ reagiert: „Meine Mutter und meine Brüder sind die, die das Wort Gottes hören und danach handeln“ (LK 8,19–21; vgl. auch Lk 11,27 ff., wo Jesus auf die Seligpreisung seiner Mutter durch eine Frau aus dem Volk antwortet: „Selig sind vielmehr die, die das Wort Gottes hören und es befolgen“).

Es geht um die *neue Familie Jesu*, die er um des Reiches Gottes willen um sich als lebendig erfahrbare Mitte sammelt. Deren ekklesiologisches Sammlungsmerkmal ist eindeutig das Hören auf das Wort Gottes. Genau das hat die Kirche in Afrika, in Lateinamerika und in Asien mit ihren KCG begriffen und aufgegriffen: Das miteinander in der Heiligen Schrift gelesene oder einander bezeugte, existentiell aufgenommene und ins diakonische Handeln im Alltag umgesetzte Wort Gottes – das bildet die sammelnde und sendende Mitte der KCG.

Dies könnte doch auch bei uns eine Vision von Kirche sein: eben die Sammlung um das Wort Gottes und die davon ausgehende Sendung zum profilgebenden theologische Kennzeichen von Kirche im Nahbereich werden zu lassen. Für dieses Projekt glaubende Menschen vor Ort zu begeistern – z. B. einige Familien im Umfeld vom Kindergarten oder im Rahmen der Vorbereitung von Kindern und Jugendlichen auf die Taufe, auf Erstkommunion und Firmung (allerdings über die jeweiligen Feiern hinaus!), aber auch sonstige Gläubige, die auf der Suche nach einer tragenden und nährenden Gemeinschaft im Glauben sind – sie alle für diese vom Wort Gottes getragene Sammlung und Sendung zu gewinnen und sie zu schulen, solche „Ecclesiolae“ zu bauen, das dürfte in Zukunft wohl *die* entscheidende Aufgabe aller hauptamtlich in der pastoral Tätigen sein. Dabei wird das Erwachsenenkatechumenat zweifellos eine immer größere Rolle spielen. Auch neuere Formen von Liturgie (wie Wort-Gottes-Feiern, das Stundengebet der Kirche, Taizé-Gebete, Meditationsgottesdienste usw.) könnten dann von mehr Menschen als bisher innerlich mitgetragen und mitgestaltet werden, gerade wenn die Eucharistie immer seltener in den einzelnen Kirchen einer Pfarreiengemeinschaft gefeiert werden kann. In diese Richtung, die uns ja weltkirchlich von den jungen Kirchen vorgegeben wird, gilt es unsererseits weiterzudenken und zu handeln.

Wenn unsere Hauptamtlichen (ob Priester oder pastorale MitarbeiterInnen) ihr seelsorgliches Handeln so verstehen, wird es mehr und mehr von dem in der katholischen Sozialethik so hoch geachteten *Subsidiaritätsprinzip* geprägt werden. D. h., sie werden dann durch ihre kompetente Hilfestellung (subsidium) die Gläubigen vor Ort in den Stand setzen, mit ihren eigenen Möglichkeiten und Charismen ein kirchliches Leben gerade auch im örtlichen Nahbereich zu gestalten. Sie können und sollen ihnen diese Aufgaben nicht abnehmen, wohl aber sie dazu befähigen und dabei begleiten.

3. Das Zusammenspiel von größerer pastoraler Einheit und den einzelnen Gemeinden vor Ort

Am Ende dieses dritten Teils möchte ich noch eine mögliche Perspektive für ein gelingendes *Zusammenspiel* zwischen diesen beiden komplementären Sozialformen von Kirche, also zwischen dem größeren Raum der Pfarreiengemeinschaft und den einzelnen Gemeinden vor Ort aufzeigen. Die bislang noch recht homogene, in etwa gleichmäßig verteilte und flächendeckende pastorale Präsenz der Priester und anderer pastoraler Berufe mit all ihren seelsorglichen Aktivitäten wird sich wohl allmählich mehr und mehr hinbewegen auf eine Gestalt von Kirche, die der Gestalt der meisten Kirchen der südlichen Kontinente ähnlich sein wird: Es wird innerhalb des größeren pastoralen Raumes auf längere Sicht wohl *ein* gemeindliches Zentrum (mit einer zentralen Pfarrkirche) geben, auf das alle darin integrierten Gemeinden mit Kirchen und Pfarrzentren ausgerichtet, kon-zentriert sind. Mit den Worten von Bischof Joachim Wanke: „Mit der Neuorientierung ihrer Seelsorge schaffen die Bistümer neue Zentren der »Kirche vor Ort«. Ihre Zentralität verdanken diese Orte vor allem der Tatsache, dass hier schwerpunktmäßig die Gegenwart des Herrn – eucharistisch und nicht eucharistisch – gefeiert wird. Jedoch wird sich die Kirche nicht aus der Fläche ins Zentrum zurückziehen, sondern den vergrößerten pastoralen Raum *zentrieren*. Nur wo Flächen da sind, gibt es Zentren. Die Kirche bleibt den Menschen nahe. Dass dies nur durch einen geweihten Priester und die Feier der Eucharistie möglich sei, ist – gemäß den Konzilsaussagen – nur zum Teil richtig.“⁵ „Ecclesia de eucharistia“ bedeutet darum keine exklusive Engführung der Präsenz von Kirche auf die Eucharistiefeier. Diese sog. „eucharistische Ekklesiologie“ positioniert die Eucharistiefeier vielmehr dort, wo sie hingehört: nämlich in die Mitte einer großen Vielfalt von kirchlichen Lebensvollzügen, die von ihr ihren Ausgang nehmen und zu ihr wiederum hinführen.

Bischof Joachim Wanke verweist darum auf die vom Konzil wiederentdeckte Vielfalt der Präsenz Christi in verschiedensten Gebets- und Liturgieformen, in Verkündigung und Katechese, v. a. in der Diakonie, was alles vom Volk Gottes insgesamt getragen werden kann – wenn es sich gesandt weiß von der „räumlich und ideell im Zentrum angesiedelten Eucharistie“ (ebd.). Er erinnert dabei an seine eigene Thüringer Diaspora-Erfahrung, „dass größere Hinwege zur Eucharistie deren zentrale Bedeutung in meinem Christsein und in unserem Katholisch-Sein deutlicher bewusst machen. Hat es nicht eine katechetische Dimension, wenn die Gläubigen sich auf den Weg machen müssen, um dem Herrn in der Eucharistie zu begegnen und sich vom ihm dann in ihre jeweiligen Lebensorte senden lassen?“ (ebd., 19).

Diese Perspektive lebt natürlich von der Hoffnung (die von der Erfahrung mancher hier in Deutschland bereits gelungener Projekte von Pfarreiengemeinschaften oder neuen Großpfarreien her nicht ganz unbegründet ist), dass eine zentrale, gut besuchte und mit den Möglichkeiten eines größeren pastoralen Raumes auch kreativer und abwechslungsreicher gestaltete Eucharistiefeier auf Dauer auch eine größere Anziehungskraft, eine stärkere Sogwirkung ausüben wird. Jedenfalls auf solche Glaubende, denen der Glaube so viel wert ist, dass sie sich (körperlich wie geistlich) von ihm noch in Bewegung bringen lassen. Wir müssen mit Sicherheit damit rechnen, dass ein Großteil unserer jetzigen Gottesdienstbesucher (v. a. auf dem Land) nicht zu dieser Beweglichkeit bereit sein wird, wenn die Eucharistiefeier nicht mehr regelmäßig sonntags in der eigenen Kirche und zu den gewohnten Zeiten gefeiert wird. Diese

⁵ Deutsche Bischofskonferenz, Arbeitshilfen Nr. 213: „Mehr als Strukturen ...“, Bonn 2007, S. 18.

mangelnde Bereitschaft beruht in den meisten Fällen nicht auf Altersbeschwerden, sondern eher auf einem natürlichen Beharrungsvermögen ... Wir können nur hoffen, dass sich einige von ihnen von anderen liturgischen Feiern in ihrer Kirche vor Ort doch zur Mitfeier ansprechen lassen oder sich auf eine andere ihnen mögliche Weise ins Leben der Kirche einbringen können (z. B. im Bereich der Alltagsdiakonie vor Ort).

Viele Priester und pastorale MitarbeiterInnen machen sich verständlicherweise ein Gewissen daraus und leiden darunter, dass bei dieser „Zentrierung“ der verschiedenen Gemeinden auf eine zentrale Pfarrei hin viele Menschen nicht mehr oder nur noch ganz selten zur Eucharistiefeier kommen werden. Ich kann diese Sorge gut verstehen. Aber andererseits möchte ich auch zu bedenken geben: Tritt in einer solchen Verweigerungshaltung zahlreicher Gläubigen nicht einfach die schon länger gegebene wahre Situation des Glaubens und seiner Wertschätzung im Leben vieler Einzelner ungeschminkter zutage als bisher? Bis heute ist die Glaubenspraxis in vielen katholischen Regionen immer noch weithin durch Milieu-Gewohnheiten gestützt, weniger durch persönliche Überzeugungen und Optionen. Aber diese Stützen können wir in Zukunft genauso wenig wie die Familien im bisherigen Ausmaß bieten.

An den Schluss unserer Überlegungen möchte ich einen eindrucks- und humorvollen Text von Karl Rahner aus dem Jahr 1950 stellen; es ist ein Ausschnitt aus seiner Meditation „Das Schiff im Sturm“ zur Perikope vom Seesturm Mt 8,23–27:

„Seit den ältesten Zeiten der Kirchenväter hat man in der Perikope Mt 8,23–27 ein Bild des Schicksals der Kirche gesehen. Das Schiff der Kirche fährt mit dem Herrn über das Meer der Zeit und der ewig unruhigen Geschichte, bis es endlich landet am festen Gestade Gottes und seines ewigen Lebens. Es ist des Herrn Schiff, seine Fahrt und sein Schicksal. Er aber schläft. Damals und heute bringen es seine Jünger nicht fertig, diesen Schlaf anders zu empfinden als ein Zeichen seiner bleiernen Müdigkeit und seiner Unempfindlichkeit für ihr Schicksal. Er schläft im Schiff der Kirche. Der Sturm aber rast und bei nüchterner Berechnung muß das kleine Schiff untergehen. Die Jünger werden gereizt über so viel unangebrachte Ruhe. Wie kann man, das Kissen gemütlich unter den Kopf geschoben, schlafen, wenn sie am Zugrundegehen sind? [...]

Die guten Jünger im Schiff der Kirche sind auch heute noch nervös und gereizt. Sie scheinen allen Grund dazu zu haben. Der Sturm der Geschichte ist immer noch im Wachsen. Das Schiff ist schwach (von lauter Nieten zusammengehalten, so grollen die wachen Jünger). Wenn sie den Meister wegen des Schlafs nicht mehr schelten können, so werfen sie ihren Mitknechten im Schiff um so grimmiger Schlafmützigkeit und noch Ärgeres vor. Sie meinen, das Schiff, seine Besatzung und Passagiere seien selber schuld, daß ihnen der Sturm so böse mitspielt, mit einem anderen (kirchenpolitischen, sozialen, apologetischen usw.) Kurs würde man besser fahren und hätte so stürmische Zonen der Geschichte vorsichtig umfahren können. Es ist wahr: es wird viel geschlafen, zu Unrecht aus Trägheit und Stumpfheit geschlafen auf dem Schiff der Kirche im Sturm. [...]

Aber sind nicht die guten Knechte des Herrn an Deck des Schiffes manchmal auch zu nervös? Meinen sie nicht oft zu schnell und im letzten irrig, der Sturm wäre keine Bedrohung des Schiffes mehr, wenn an Bord alles in Ordnung wäre? Durch Schreien und gegenseitige gereizte Vorwürfe wird der Sturm nicht beschwichtigt. Auch nicht durch überraschende Vorschläge eines anderen Kurses. Der Sturm gehört zur Fahrt der Kirche durch die Geschichte. Friedliche Stille hat sich hinterher allemal als die gefährlichste Zeit der Kirche herausgestellt. Es wurde dann noch mehr geschlafen als sonst.

Nur der soll die Kirche bessern wollen, der sich über den Sturm nicht wundert und seine Hoffnung auf nichts Irdisches setzt. ... Nur dann hat er den sicheren Blick und die ruhige Hand, richtig an der Besserung der Zustände an Bord für seinen Teil zu wirken. Wir alle dürfen uns nicht wundern, wenn im Sturm geschrien und geschlafen wird. Beides ist menschlich. Das eine oder andere tun wir selber auch. Vielleicht beides abwechselnd. Das Schiff aber fährt weiter. Immer ist es am Untergehen, wird vielleicht immer voller von dem bitteren Wasser des Weltmeeres, seine Lage wird immer kritischer werden (auf's Ganze gesehen: es ist das vorausgesagt von der Schrift selbst). Aber es fährt doch weiter, es geht nicht unter, mögen noch so viele von seiner Besatzung weggerissen werden oder aussteigen. Der Sturm wird erst aufhören, wenn das Schiff am Gestade der ewigen Ruhe anlegt. Es wird dorthin mitbringen allen wahren Ertrag der Geschichte dieser Zeitlichkeit. Auch uns und unser Leben, wenn wir – trotz Schlafes und Schreiens – glauben an den Herrn, der im Schiff der Kirche die Fahrt durch die Weltgeschichte macht voll göttlicher Ruhe.“⁶

⁶ K. Rahner. Das große Kirchenjahr (hgg. v. A. Raffelt), Freiburg i. Br. 41992, 378–380.